

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

6

Nr. 145 Bromberg, den 29. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Es ist eine traurige Geschichte, die aber alles erklärt und die völlige Unschuld der Barbara Ullmer beweist; nicht nur ihre Unschuld, sondern auch ihr mitleidiges und weiches Herz, ihre tiefe Güte. Auch werdet Ihr aus diesem Geschehnis, das ich im Notfall durch Akten beweisen kann, ersehen, daß sich der Kater durchaus nicht an die Angeklagte „herangemacht" hat".

Und nun erzählte er jenes traurige und rührende Geschehnis, durch das er damals die kleine Gauklerin kennen lernte. —

Als er geendet hatte, blieb es ein Weilchen still im Saal. Der Graf wähnte nicht anders, als daß auch die Herren von dem Gehörten bewegt seien, und meinte endlich:

„Nun, ich glaube, daß jetzt kein Zweifel mehr an der Unschuld des Mädchens bestehen kann. — Nicht wahr?"

Da sagte der vorsitzende Hexenrichter in ruhigem und geschäftsmäßigem Tone:

„Wir danken Euch, Herr Graf. Und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Eure Aussage dem Prozesse gegen die Inquisitin eine ganz neue Wendung geben wird."

Graf Lewenborg sprang freudig auf. „Wann wird also das freisprechende Urteil ergehen?"

„Darauf kann ich Euch keine Antwort geben, Herr Graf. Alles weitere hängt davon ab, was wir nunmehr collegialiter beraten und beschließen."

„Aber ich kann sie doch jetzt besuchen? — sie sehen?"

„Die Inquisitin? — Wo denkt Ihr hin! Das wäre gegen jede Vorschrift."

„So sagt ihr wenigstens, daß ich hier bin, um für sie einzutreten!"

„Auch das ist unzulässig. — Doch bitten wir Euch, Herr Graf, haltet Euch in der Stadt auf, damit Ihr im Notfall Eure Aussagen in Gegenwart der Inquisitin wiederholen könnt."

Und damit endete das Verhör des Entlastungszeugen.

Als Graf Lewenborg den Saal verlassen hatte, lehnte sich der zweite Beisitzer in seinen Sessel zurück und ließ seine hämisch triumphierenden Blicke über die Gesichter der anderen gleiten.

„Nun, Ihr Herren, — was meint Ihr jetzt zu der Sache? Zweifelt noch einer von Euch daran, daß wir eine der ärgsten Unholdinnen gegriffen haben?"

Der Fiscal und der Vorsitzende stimmten ihm durch stummes und bedeutungsvolles Nicken zu.

Nur der eine der Beisitzer sagte achselzuckend, aber schon etwas unsicher: „Immerhin ... man könnte ja ... Ich meine: wenn es sich nun aber mit dem Kater wirklich so verhalten hätte, daß ..."

Ein lauter Faustschlag auf die Tischplatte schnitt ihm die Rede ab. Der zweite Beisitzer war aufgesprungen.

„Seid Ihr denn ganz von Gott verlassen und von Eurem eigenen Verstand?! Wer nur ein wenig Scharfblick hat, dem konnte schon bei dem ersten Ansehen der Inquisitin nicht entgehen, daß sie von Geburt an zur Hexe prädestiniert war. Hat man schon je Augen von einem so höllisch schwarzen Glanz gesehen? — solches Haar, das leuchtet wie die dunkelroten Gluten der Hölle selbst? Aber solchen Scharfblick" — er betonte das Wort spöttisch — „setze ich schon gar nicht voraus. Ihr solltet Euch nur an die Aussagen des Capellini halten und an die Geständnisse der Inquisitin selbst, — und an die Tatsachen: Es ist erwiesen, daß sie von klein auf die teuflische Kunst des Festmachens betrieb und daß sie einen schwarzen Kater bei sich hat, — eine Tiergatung, in die sich zu verwandeln die bösen und höllischen Geister von je geliebt haben. Aber es bleibt nicht einmal Geheimnis, welcher von den Höllenfürsten sich in diesen Kater inkarniert hat. Es ist Amazeroth, der Schlimmsten einer! Die Inquisitin verrät es ja selbst, denn sie hat, schamlos, ihn sogar beim Namen gerufen. Sie hat weiter den Reichsfreiherrn Heinz von Hellstedt zu einem so lasterhaften Leben verführet, daß es dem ganzen Lande ein Ärgernis und ein Greuel war. Sie hat ihn auch äußerlich vernichtet, indem sie ihn veranlaßte, sein ganzes Vermögen zu verprassen. Was für Untaten sie früher vollbracht, kann man sich denken, denn sie weigert sich hartnäckig, lückenlose Angaben darüber zu machen, was sie alles getrieben, ehe sie nach Schloß Hellstedt kam. Sie gesteht aber, daß sie bei einer berüchtigten Räuberbande lebte und dann, als das Schicksal die Bande ereilte, — entkam! Sie entkam! Gab Euch das nicht zu denken? — Was sie dann getrieben, darüber ist nichts zu erfahren, — aber es war ihr nicht genug, den Hellstedter an Leib und Seele und Vermögen zu vernichten. Nein, sie ritt auf jenem Scheusal nachts durch die Lüfte davon, sei es, um auch an anderen Orten Schandtaten zu verrichten, sei es, um an Tänzen und Orgien ihrer Hexenschwestern teilzunehmen. — Und nun hören wir von diesem schwedischen Obristen, was allen Beweisen die Krone aufsetzt: daß sie sich — ein Kind noch — nicht schämte, sich einem Scheusal von Kerl hinzugeben, um ihrem teuflischen Buhlen Amazeroth, der in seiner Katergestalt in die Hände dieses Kindes gefallen war, durch solche Hingabe das Leben zu retten!! — Und Ihr ..." — er schüttelte wild beschwörend seine Arme gegen den ersten Beisitzer — „Ihr wollet noch immer zweifeln, ob sie denn eine Hexe sei! Ihr wollet an so eine Unmöglichkeit, an ein so freches Märchen, an ein so unglaubliches Geschehen glauben, daß sich ein Kind, ein unschuldiges Kind, von einem rohen Soldatenkerl mißbrauchen lasse, — freiwillig, um..." er brach in ein schallendes Wutgelächter aus — „um irgendeinem Tier, einem kleinen simplen Kater, der nichts anderes wäre als eben ein Kater, und den sie nie zuvor gesehen haben will, das Leben zu retten!!"

Er ließ die Arme sinken und schüttelte, den Blick gegen den Himmel gerichtet, wie in hoffnungsloser Verzweiflung über so viel menschliche Beschränktheit den Kopf.

Der also Gescholtene sagte kein Wort mehr, sondern saß still, sein Kindergesicht über den Tisch gebeugt, auf seinem Platze.

Da ergriff der vorsitzende Hexenrichter endlich wieder das Wort:

„Es kann sich jetzt nur noch darum handeln, das für die Verurteilung nötige Geständnis der Inquisitin zu erreichen, — durch Ermahnungen oder, wenn diese nicht fruchten, durch die Schärfe." Und zu dem Schreiber gewandt, fuhr er fort: „Benachrichtigt Meister Haberkamp, daß er die Inquisitin sofort in die Kammer zu bringen habe! — Ihr Herren, ich bitte!"

Er erhob sich, und die Herren begaben sich in den schauerlichsten Raum des Malefizhauses, — in die Folterkammer.

Kaum hatten die Herren in der Folterkammer Platz genommen, da öffnete sich die Tür, und Meister Haberkamp, der Scharfrichter, betrat mit der Angeklagten den Raum.

Barbara, der man bis dahin noch nichts zu Leide getan, zeigte keine Furcht. Sie sah sich nur erstaunt in dem neuen Raume um, denn die beiden ersten Verhöre hatten in dem Gerichtssaale stattgefunden. Sie war noch mit demselben blauen Atlasgewand bekleidet, das sie bei der Verhaftung im Schloßpark getragen.

Der Scharfrichter Haberkamp war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dessen Gesicht nichts von Roheit oder Bosheit verriet. Die vielen Querfalten auf seiner Stirn gaben ihm ein besorgtes Aussehen. Er machte den Eindruck eines Mannes, der es mit seinen Berufspflichten sehr ernst nimmt.

In seiner geschäftsmäßig kühlen Art verkündete der Vorsitzende der Angeklagten, von welcher neuen Tatsache das Gericht soeben Kenntnis erhalten habe.

„Wer hat Euch das gesagt?" erwiderte Barbara mehr erstaunt als bestürzt.

„Das ist unsere Sache! — Deine Sache ist, uns jetzt ein Geständnis abzulegen. Gibst du das Geschehene zu, das ich dir soeben vorgehalten habe? — oder willst du's leugnen?"

Eine jähe Röte der Scham hatte Barbaras Gesicht dunkel gefärbt. Sie hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt und sagte leise, aber mit fester Stimme:

„Ich leugne es nicht."

„Nun also, da habt Ihr's schon!" meinte der Blasse in höhnischem Triumph.

Da hob Barbara den Kopf und rief leidenschaftlich: „Oh hättet Ihr gesehen, — mit eigenen Augen gesehen, was jener Schurke mit dem armen, hilflosen Tierchen tat, — Ihr würdet Euch nicht so entrüsten. Ich glaube, selbst mein Leben hätte ich damals hingegeben, um das Tier von seinen entsetzlichen Qualen . . "

Ein giftiges Auflachen des zweiten Beisitzers schnitt ihr das Wort ab. „Nun seht Ihr's!" rief er dann. „Selbst ihr Leben hätte sie gegeben! Was wollt Ihr noch mehr?"

Der Vorsitzende ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen, sondern fuhr kühl fort:

„Es ist gut, daß du die Wahrheit sagst. Du ersparst uns und dir selbst dadurch die Befragung auf peinlichere Art. Nur ungern würden wir dazu schreiten, dich mit der Schärfe anzugreifen. — So gestehe uns also auch das Letzte!"

„Das Letzte? Was meint Ihr, Herr?"

„Daß dein Kater kein anderer ist als der Höllenfürst Amazeroth in persona und — dein Teufelsbuhle!"

Ein maßloses Erstaunen malte sich auf Barbaras Gesicht, und ihre Schamröte wandelte sich in fahle Blässe.

„Seht, wie sie erbleicht!" triumphierte der kleine Blasse.

Endlich, nach langem Schweigen, holte Barbara tief Atem; und mit einer Stimme, die mehr verhaltenen Zorn als Angst verriet, stieß sie hervor:

„Das ist eine Lüge, — eine wahnsinnige Lüge!"

So überzeugend klangen die Worte, daß der erste Beisitzer einen betroffenen Blick auf den Vorsitzenden richtete. Dann sagte er hastig zu der Angeklagten:

„Wir wollen dir gern Gelegenheit geben, diese furchtbare Anklage durch einen Gegenbeweis zu entkräften. Kannst du das?"

„Gewiß kann ich das, Ihr Herren!" rief Barbara, während sich ihr Gesicht neu belebte. „Schickt mich unter Bewachung nach Schloß Hellstedt, damit ich das Tier, wenn Ihr es schon nicht fangen könnt, selbst hole. Und ich will Euch überzeugen, daß es ein ganz gewöhnlicher schwarzer Kater ist."

„Das könnte dir passen, Hexe!" lachte der Blasse. „Damit uns der Unhold zurichte, wie die vier Streckenknechte, die ihn greifen sollten! Und du rittest dann auf ihm durch die Luft davon!"

Barbara wollte etwas erwidern, aber der Vorsitzende sagte hart: „Genug! Gestehst du oder nicht?"

„Ich kann nichts gestehen, weil es Lüge ist."

„Dann tut Eure Pflicht, Meister Haberkamp!"

Schweigend ergriff der Scharfrichter das erste Folterinstrument, den Daumenstock. Er schob Barbaras beide Daumen zwischen die Holzleisten und begann, die Schrauben anzuziehen.

Sie verzog ein wenig das Gesicht, gab aber keinen Laut von sich.

„Willst du's gestehen?" fragte der Hexenrichter.

Sie schüttelte den Kopf. Meister Haberkamp zog die Schrauben fester an, und der Richter wiederholte seine Frage.

„Es ist Lüge!" stieß Barbara keuchend hervor, während sie sich in Schmerzen wand.

Da löste der Scharfrichter die Daumenschrauben und holte die spanischen Stiefel, ein Instrument, das bestimmt war, die Waden und Schienbeine zusammenzupressen.

„Man muß sie entkleiden!" warf der zweite Beisitzer ein.

Meister Haberkamp musterte ihn mit einem flüchtigen verächtlichen Blick, als wollte er sagen: „Ich weiß schon allein, was ich zu tun habe!" — Und er wies Barbara durch eine Gebärde an, sich ihrer Schuhe und Strümpfe zu entledigen. —

Der Erfolg der zweiten, noch ärgeren Tortur war der gleiche wie bei den Daumenschrauben. Barbara gestand nichts. Die Zähne aufeinandergebissen, schüttelte sie stumm ihr schönes Haupt; aber sie war bleich wie eine Tote, und der Schweiß fiel ihr in dicken Tropfen von der Stirn.

„Wenn Ihr nicht gesteht, muß ich Euch aufziehen," redete der Scharfrichter fast gütlich zu. Seine Miene wurde dabei noch besorgter, und er zeigte auf eine Holzrolle an der Decke, über die ein Seil herabhing.

Barbara erwiderte kein Wort. Meister Haberkamp schüttelte traurig den Kopf und begann, an ihrem Kleide zu nesteln. Sie machte eine abwehrende Bewegung, ließ dann aber die Arme wieder sinken.

Als sie bis auf ein leichtes Untergewand entkleidet war, nahm sie der Scharfrichter beim Arm, um sie unter jene Rolle zu führen.

„Halt! — das geht nicht!" Der zweite Beisitzer erhob sich erregt. „Es ist Vorschrift, daß die Inquisitin völlig entkleidet werden muß, damit sie nicht mit Hilfe irgendeines verborgenen Amuletts die Wirkung der Tortur abschwächen könne."

„Dazu ist noch immer Zeit!" rief der erste Beisitzer. „Ich halte es vorläufig für überflüssig." Seine Stimme klang weinerlich, und sein gutmütiges, dickes Kindergesicht sah ganz unglücklich aus.

„Es ist Vorschrift! Ich . . . bestehe darauf . . ., daß die Inquisitin . . . ganz entkleidet werde!" Atemlos, mit bebender Stimme, hatte es der Blasse hervorgestoßen. Seine Finger zitterten dabei, und seine entzündeten Augenränder röteten sich noch mehr.

Der Vorsitzende aber sagte trocken: „Es ist Vorschrift, daß die Inquisiten entkleidet und auf verborgene Amulette, Hexenmale und dergleichen mehr untersucht werden, wenn auch nur ein Mitglied des Gerichtshofes darauf besteht. — Scharfrichter, — die Inquisitin ist völlig zu entkleiden und zu untersuchen!"

Mit einem Griff riß Meister Haberkamp die letzte Hülle von Barbaras Körper. Nackt und regungslos stand sie vor den Richtern.

Die aber hatten sich alle im gleichen Augenblick mit einem Ruck von ihren Sitzen erhoben und starrten auf die goldene Kapsel, die, durch ein Kettchen gehalten, fest auf Barbaras Brust lag.

„Ein Amulett!" keuchte der Blasse, während seine Augen den schönen Frauenkörper gierig zu verschlingen schienen. Dann trat er mit wankenden Knien dicht vor Barbara hin, blickte auf die Kapsel und rief:

„Ein Sigillum! Das Sigillum Amazeroths!“ Er packte mit bebenden Fingern die Kapsel und zog wütend daran, daß das Kettchen tief in die zarte Haut schnitt. Dann gab die Kette nach, riß — und ein Aufschrei aus vier Kehlen hallte durch den Raum:

Unter dem Amulett, mitten auf der Brust, hatte Barbara ein dunkelbraunes Muttermal, rund und von der Größe eines Fingernagels.

„Das Hexenmal! Das stigma diabolicum!“ brüllte der Blasse auf.

Der erste Beisitzer aber sank in seinen Sessel zurück und sagte aufstöhnend:

„Wahrhaftig! — Wahrhaftig: eine Hexe!“

„Nun, willst du jetzt noch immer nicht gestehen?“ fragte die geschäftsmäßige Stimme des Vorsitzenden.

Regungslos und bleich stand Barbara. Kein Wort kam über ihre Lippen. Sie sah aus, als ob sie zur Marmorstatue erstarrt sei.

„Nun wohlan, Meister Haberkamp! Zum dritten Grade der Tortur! Zieht die Inquisitin auf!“

(Fortsetzung folgt.)

Turandot.

Skizze von Stephan Georgi.

Seit Jahr und Tag flatterten aus der weißen, idyllisch unter Fichten gebauten Villa jene beschwingten Melodien mit der seltsam exotischen Färbung über die Häuser der kleinen toskanischen Hafenstadt Viareggio hinaus. Manches oft erklungene Gefüge einiger Takte hatte sich bereits in den Ohren der Einheimischen verfangen; sie pfiffen es auf den Straßen vor sich hin, und wenn jemand sie fragte, was das wohl sei, zuckten sie die Achseln: „Das wissen wir nicht, aber es ist vom Maestro Puccini.“

Giacomo Puccini hatte gemeinsam mit den beiden Dichtern für das Libretto die Oper „Turandot“ begonnen. Frohlockend, nach zwei tatenlosen Jahren endlich wieder ein nicht nur vorzüglich für ihn geeignetes, sondern sogar — wie schon die erste Konzeptfassung ergab — ein Meisterstück von Libretto gefunden zu haben, war er sogleich mit einem Feuereifer ans Werk gegangen, daß die Librettisten nicht mehr Schritt zu halten vermochten. Eine Welt half ihm. Aus allen Teilen Europas sandte man ihm auf seine Bitte seltene Unterlagen für den exotischen Gegenstand, das Britische Museum lieh ihm das wertvolle, einmalige Exemplar alter chinesischer Rhythmen. Dennoch ging die Arbeit nur stockend und bruchstückweise vorwärts, viel zu langsam für die drängende Begeisterung des Komponisten, und immer wieder überschüttete er die beiden Dichter mit antreibenden Briefen und Telegrammen: Schickt Textfortsetzung! Zu Beginn des Jahres 1924 war das Werk endlich so weit gediehen, daß nur noch die Instrumentierung des letzten Aktes offen stand. Die Oper war bereits vertraglich vom Verlag Ricordi übernommen und der Termin der Aufführung festgesetzt worden — da schob sich langsam, aber unaufhaltsam und unerbittlich eine knöcherne Hand zwischen den Meister und sein Werk.

Viareggio war durch die Anwesenheit Puccinis eine berühmte und gästefrohe Stadt geworden. Große Gesellschaften liebte der Maestro nicht, ihnen stand er mit einer Wortkargheit gegenüber, die sich bis zur Schüchternheit steigern konnte; in engem Kreise jedoch war er stets der liebenswürdige Gastgeber und angenehme Plauderer. Kaum einer der Gäste ahnte um jene Zeit, daß dieser schlank-sehnige, elastische Mann bereits um sein Leben rang. Es fiel nicht auf, wie der leidenschaftliche Raucher hier und da mit verbindlichem Lächeln eine angebotene Zigarette entgegennahm, um sie nach zwei oder drei Zügen wie zufällig beiseite zu legen. Für sein häufiges Hüsteln hatte er die Erklärung, von einer hartnäckigen Erkältung befallen zu sein. Kaum waren die Besucher gegangen, da riß er sofort alle Fenster auf, um die reine, wohltuende Seeluft durch die Räume fluten zu lassen, die lindernd auf sein Halsleiden wirkte.

Seit Ausbruch der Krankheit lebte Puccini in ständigem Schwanken zwischen Hoffnung und Verzicht. Für Tage und Wochen gelang es ihm, die Angst vor der Krankheit zu verscheuchen und sich Lebens- und Arbeitsmut zu erzwingen; dann wieder verfiel er in düstere Hoffnungslosigkeit: Die „Turandot“ wird nie vollendet werden!

Als sich gegen Herbst das Leiden verschlimmerte, wandte Puccini sich, endgültige Klarheit fordernd, an einige Fachärzte. Obwohl ihm der wahre Befund zunächst verschwiegen wurde, wußte der Kranke doch bald genug, daß er von einem rasch dem Ende entgegenführenden Kehlkopfkrebs befallen war.

Das jähe Wissen um die unabwendbare Tatsache traf Puccini wie ein Keulenschlag; aber er bewahrte Haltung, verbarg die furchtbare Erkenntnis hinter stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit. Nur sein ihm in rührender Fürsorge zur Seite stehender Sohn Tonio war eingeweiht.

Der späte Abend fand den Maestro noch in seinem Arbeitszimmer. Seit Stunden saß Puccini im Lehnsessel, seit Stunden drehte er an dem Wunderknopf des Radios. Und wie er den Zeiger suchend über die Skala des Welttons gleiten ließ, trugen ihm die Wellen aus allen Teilen der Welt seine eigene Musik zu. Mit inbrünstiger Andacht hörte der zum Tode Verurteilte auf das hereinströmende Tongeläut. Die Melodien erzählten ihm sein ganzes Leben und Werden. Freilich, nur das Leben und Werden, das die Welt kannte. Wer wußte etwas von seinen ersten Kämpfen? Wer wußte etwas davon, wie vor vielen Jahren ein musikbegeisterter Knabe zu Fuß von Lucca nach Pisa gewandert war, um eine Aufführung der „Aida“ zu erleben? Wer wußte etwas von dem mageren Studien- und Zigeunerleben, das er gemeinsam mit Pietro Mascagni in Mailand geführt? Von seinen ersten, ihm unvergeßlichen Erfolgen? Die „Villi“ waren entschlafen, der „Edgar“ verscholl. Aber dann hatte das große Leben und Schaffen begonnen. Da stand auf einmal auf allen Bühnen der alten und neuen Welt die melancholische Sünderin „Manon Lescaut“, da beweinte Rudolph seine Mimi, zwang „Tosca“ in den Bann betäubender Erschütterung, sang die kleine, unglückliche Butterfly ihr „Leb' wohl, mein Blütenreich!“ sang in Newyork die Destinn neben Caruso das „Mädchen aus dem Westen“, und das Metropolitan Theatre konnte es wagen, am nächsten Tage die riesigen Eintrittspreise zu verdoppeln; die aus Wien gekommene kleine „Schwalbe“ war zwar etwas flügellahm geworden, aber das Trittico stand: das Eifersuchtsterzett „Der Mantel“, die ergreifende Klosterszene „Schwester Angelica“ und der pfiffige „Gianni Schicchi“. — Und nun sollte die „Turandot“, diese wundervolle Oper, die beste von allen vielleicht, nicht vollendet werden?

Auf dem Tisch lagen verstreut die Manuskriptseiten des letzten Aktes. Der Kranke griff hastig nach den Zigaretten, legte sie aber mit einem bitteren Lächeln wieder fort. Dann sprang er auf, biß die Zähne zusammen, griff zur Partitur, fieberte sich in das Werk hinein, und setzte sich an das Instrument. Bis spät tief in die Nacht warf die dicht verhängte Lampe ihren Lichtkegel auf Tasten und Notenpapier.

Puccini hatte den Wettlauf mit dem Tode aufgenommen.

Wochen fieberhafter Arbeit, aufreibenden Schwankens zwischen Hoffnung und Zweifel gingen dahin. Bis auf die Instrumentation des Schlußduetts war die „Turandot“ vollendet ... da wurde die sofortige Operation unumgängliche Notwendigkeit. Puccini fuhr in die Klinik nach Brüssel. Sein Sohn begleitete ihn und die Turandot-Partitur.

Selbst beim Abschied von den Seinen täuschte Puccini noch hoffnungsvolle Zuversicht vor. Wie er aber in Wahrheit dachte, davon zeugen die abschließenden Worte: „Die Oper wird als Stückwerk aufgeführt werden, und dann wird irgendjemand vor die Rampe treten und dem Publikum sagen: An dieser Stelle starb der Meister.“

Die düstere Ahnung erfüllte sich. —

Als am 25. April 1926 die „Turandot“ in der Mailänder Scala ihre Uraufführung fand, klopfte der Dirigent, selbst ein gefeierter Meister, kurz vor Ausgang des dritten Aktes ab. Das Orchester setzte aus, die Sänger schwiegen; in der Totenstille des Raumes lag weihevolles Gedenken: Hier starb Puccini.

„Toter — antworte!“



Leichen werden geprügelt.
Seltsames Gericht auf Neu-Guinea.

Der englische Missionar Thompson ist soeben aus Neu-Guinea in Sidney eingetroffen und berichtet über die Gerichtsbarkeit zahlreicher Stämme auf Neu-Guinea unglaubliche Geschichten, die uns deutlich zeigen, daß es noch lange dauern wird, bis die Kultur und Zivilisation

in alle Winkel und Ecken der Erde gedrungen sind. Auf Neu-Guinea wird auch heute noch der seltsame Brauch traditionsgemäß gepflegt, **Tote solange zu schlagen und zu prügeln, bis diese „gestanden" haben, wer sie ermordet hat.** Diese grausige Sitte hat ihren Ursprung darin, daß die Eingeborenen-Stämme davon überzeugt sind, daß der Tod etwas Unnatürliches ist und durch dritte Hand herbeigeführt wird. Diese „dritte Hand" soll nun unter allen Umständen bestraft werden.

Deshalb wird die Leiche von den Medizinmännern aufgerichtet und von dem Häuptling mit einem Stock geschlagen. Die Zauberer predigen währenddessen fortgesetzt, daß der Tote nur schlafe und erst dann „richtig" sterbe, wenn er den Namen seines Mörders verraten habe. Der Mörder wird nun dadurch ermittelt, daß die Toten bei Nennung des Namens eines Dorfbewohners, der den Tod herbeigeführt oder verschuldet hat, bestimmte Bewegungen ausführen. Diese Bewegungen sollen den Mörder verraten. So kommt es vor, daß Tote stundenlang geschlagen werden, da die Zauberer die Zuckungen erst beim Ausrufen der letzten Namen der Dorfbewohner festgestellt haben wollen. Und manche Dörfer sind eben so groß, daß die Zeremonie mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Die Missionare sind natürlich bemüht, die Eingeborenen aufzuklären, daß man von Toten keine „Geständnisse" erpressen kann und daß der Tod durchaus etwas Natürliches ist. Aber die Stämme lassen sich hiervon nicht überzeugen und glauben nach wie vor, daß der Tod nur durch Gewalt eintreten kann.

Früher wurden die so fälschlich als Mörder Angeschuldigten sofort durch Speere getötet. Die Behörden haben es inzwischen soweit gebracht, daß die Eingeborenen von einer derartigen „Rache" Abstand nehmen. Sie „begnügen" sich jetzt damit, die unbequemen Stammesangehörigen zu mißhandeln und zu beschimpfen, oft sogar bis zum Tode streng zu meiden. Der Missionar ist davon überzeugt, daß die Medizinmänner durch irgend einen Trick die Bewegungen bei den Leichen herbeiführen, um dadurch verhaßte Stammesgenossen grausigen Verfolgungen auszusetzen oder sie gar aus dem Wege zu räumen.

Bruder XII und die Insel der Seligen.

Warum Osiris der Isis nicht treu blieb. — Die Nächstenliebe beginnt bei der eigenen Person. — Sektierer als Sklaven.

Von Fred Huller.

Die Dummen sterben nicht aus. Bruder XII hat das gewußt. Seiner Erkenntnis verdanken wir die ebenso erbauliche wie sonderbare Geschichte von den neuen Inseln der Seligen.

Bruder XII heißt mit seinem standesamtlichen Namen Eduard Wilson. Bis vor einigen Jahren war er bescheidener Schiffskapitän. Eines Tages wurde er wegen Arbeitsmangel entlassen. Natürlich behagte ihm dieser Zustand nicht. Er gründete nun, da er nichts Besseres zu tun wußte und ein guter Geschäftsmann war, in Southampton eine neue Sekte. Seine Verkündigungen zeichneten sich nicht gerade durch übertriebene Bescheidenheit aus. Für harmlose Gemüter waren sie um so überzeugender: Er hatte einen Blick in den Himmel tun dürfen und war von den dort versammelten großen Religionsstiftern als zwölfter in ihren Kreis aufgenommen worden. Daher der Name Bruder XII.

Bruder XII fing bescheiden an. Er „bekehrte" ein älteres Ehepaar namens Barley. Den beiden braven Leutchen zeigte er eine altertümliche Karte von einigen Inseln, die an der Westküste Kanadas liegen und ihm von seinen Kollegen im Himmel als zukünftiger Sitz zugesprochen worden sein sollten. Auch die Karte stammte aus höheren Sphären. Die Barleys glaubten ihrem Propheten, verkauften ihr Hab und Gut und fuhren als Kundschafter nach Kanada.

Bald darauf konnten sie überglücklich ihrem Meister melden, die Inseln lägen wirklich dort drüben, seien unbewohnt und warteten nur auf den Herrn. Von den sehr genauen Seekarten der britischen Kriegsmarine, die Bruder XII einfach durchgepaust und mit einigen altertümlich anmutenden Zutaten versehen hatte, wußten die braven Leutchen nichts.

Bruder XII ging mit dem Barleyschen Freudenbrief hausieren: „Nie habe ich von den Inseln etwas gewußt, und es stimmt doch alles." Ein paar hundert Menschen ließen sich davon überzeugen, daß der Prophet mit höheren Mächten im Bunde stehe, stellten ihm Geld zur Verfügung, und Bruder XII konnte die Inseln kaufen und auf seinem Besitz einziehen.

Auf den der westkanadischen Küste vorgelagerten idyllischen Inselchen begann nun ein sonderbares Leben. Auf der Hauptinsel entstanden verstreut liegende Häuser für diejenigen Seligen, die gegen Erstattung einer erklecklichen Summe am irdischen Glück der Sekte teilhaben wollten. Die Mitte der Insel nahm ein Akazienwald ein. Ein besonders hoher Baum ward zum Thronsitz auserwählt. Dort geruhte Bruder XII seinen Anhängern Vorträge über Nächstenliebe zu halten. Seine eigene Wohnung befand sich im tiefsten Innern des Waldes und durfte von niemand betreten werden. Ein Drahtseil sperrte den ganzen Teil des Waldes ab. Bruder XII hielt dort seine Sitzungen mit den „Kollegen" aus dem Himmel ab.

Inzwischen hatten sich mehr als 200 Mann auf den Inseln der Seligen angesiedelt. Andere warben in den Vereinigten Staaten kräftig für die neue Lehre, und nach etwa zwei Jahren zählte die Sekte rund 8000 zahlungskräftige — und das war die Hauptsache! — Mitglieder. Wilson war nun in der Lage, größere Werbereisen nach dem Festland zu unternehmen. Bei einer dieser Gelegenheiten lernte er eine junge Frau kennen, der er nach einigen Fragen über ihr Vermögen erklärte: „Du bist die Reïnkarnation der Göttin Isis und ich die des Osiris. Wir gehören zusammen."

Die „Ehe" war freilich nicht von langer Dauer, denn eine neue Anhängerin wußte den Propheten in ihren Bann zu ziehen und herrschte bald auf den Inseln der Seligen als unumschränkte Königin. Mit der Seligkeit war es jetzt zu Ende. Die Sektierer wollten aufbegehren, wurden aber sofort durch die Drohung gebändigt, sie würden ihre Seelen verlieren.

Nun bestand aber die Gefahr, daß die alles andere als seligen Zustände auf den Inseln den Anhängern in Amerika bekannt wurden. Bruder XII ergriff daher umfassende Maßnahmen. Eines schönen Tages landete seine Königin mit dem vom Geld der Gläubigen gekauften Dampfer eine Reihe geheimnisvoller Kisten. Deren Inhalt wurde erst bekannt, als Bruder XII seinen Untertanen mitteilte, die Inseln der Seligen wären Angriffen neidischer Kräfte ausgesetzt und müßten zur Verteidigung bereit gemacht werden. So wurden regelrechte Patrouillendienste eingerichtet, an denen sich auch die Frauen beteiligen mußten.

Die Königin hatte die besondere Aufgabe übernommen, irgend welche unsicheren Kantonisten zur Vernunft zu bringen. Dazu gehörte unter anderen eine ältere Frau, die für Bruder XII ihr ganzes Vermögen geopfert hatte. Sie mußte als Dank dafür Lastträgerin spielen, bis sie zusammenbrach. Andere lösten sie ab, und schließlich war die ganze Sektiererkolonie ein einziges Strafarbeitslager, in dem jeder nur schuftete und sich quälen ließ, weil er Angst hatte, Bruder XII könnte ihn in Anbetracht seiner guten Verbindungen mit dem Himmel um seine Seele bringen. Die Sektierer erhielten nur soviel zu essen, daß sie nicht vor Entkräftung umfielen. Wilson und seine Königin lebten in einem neuen Haus, umgeben von jedem erdenkbaren Luxus.

Das Leben auf den Inseln der Unseligen hätte noch jahrelang weitergehen können, würde nicht einer der Sektierer den Mut gefunden haben, ungeachtet des drohenden „Seelenverlustes" sich nach dem Festland hinüber zu stehlen und die Hilfe der Behörden zu erbitten. Bruder XII erhielt Wind davon, daß die Polizei mit ein paar schwerbewaffneten Patrouillenbooten gegen seine Festung vorgehen wollte. Er vertraute wohl doch nicht ganz auf die Zuverlässigkeit seiner drangsalierten Arbeitssklaven und zog es vor, auf seiner Dampfjacht mit Königin und Goldschatz zu verschwinden.

Nun sucht die Polizei nach beiden, während die betrogenen Anhänger bemüht sind, mit den Resten ihres Vermögens auf den Inseln der einstmals Seligen ein neues Leben zu beginnen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg